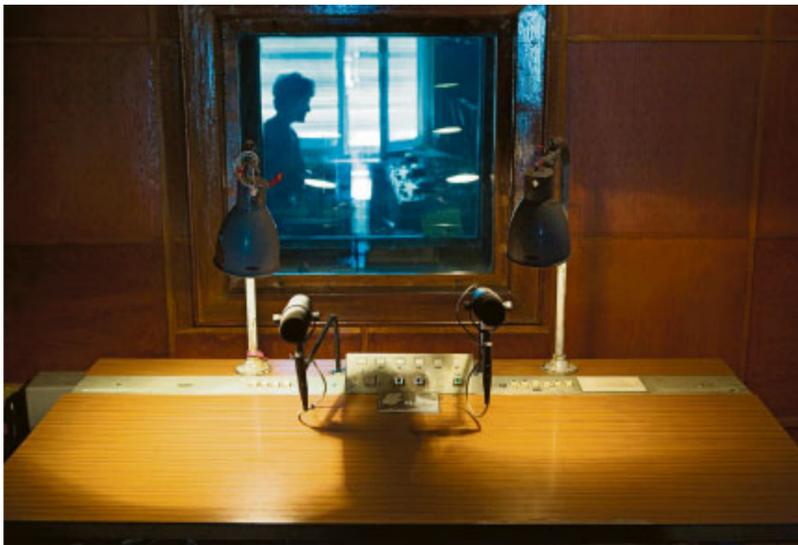




Joachim Röhm in der Grabgedenkstätte des albanischen Nationalhelden Skanderbeg in Lezha; rechts das Studio des Radiosenders Radio Tirana International, wo er in den siebziger Jahren arbeitet.



Fotos Frank Röhm

Michael Martens

Paradies mit Schandflecken

Einst zog ein junger Westdeutscher in das Albanien Enver Hodschas. Er wollte am Aufbau des Kommunismus mitwirken. Kommunist ist er heute nicht mehr, doch das Land ließ ihn nie wieder los.

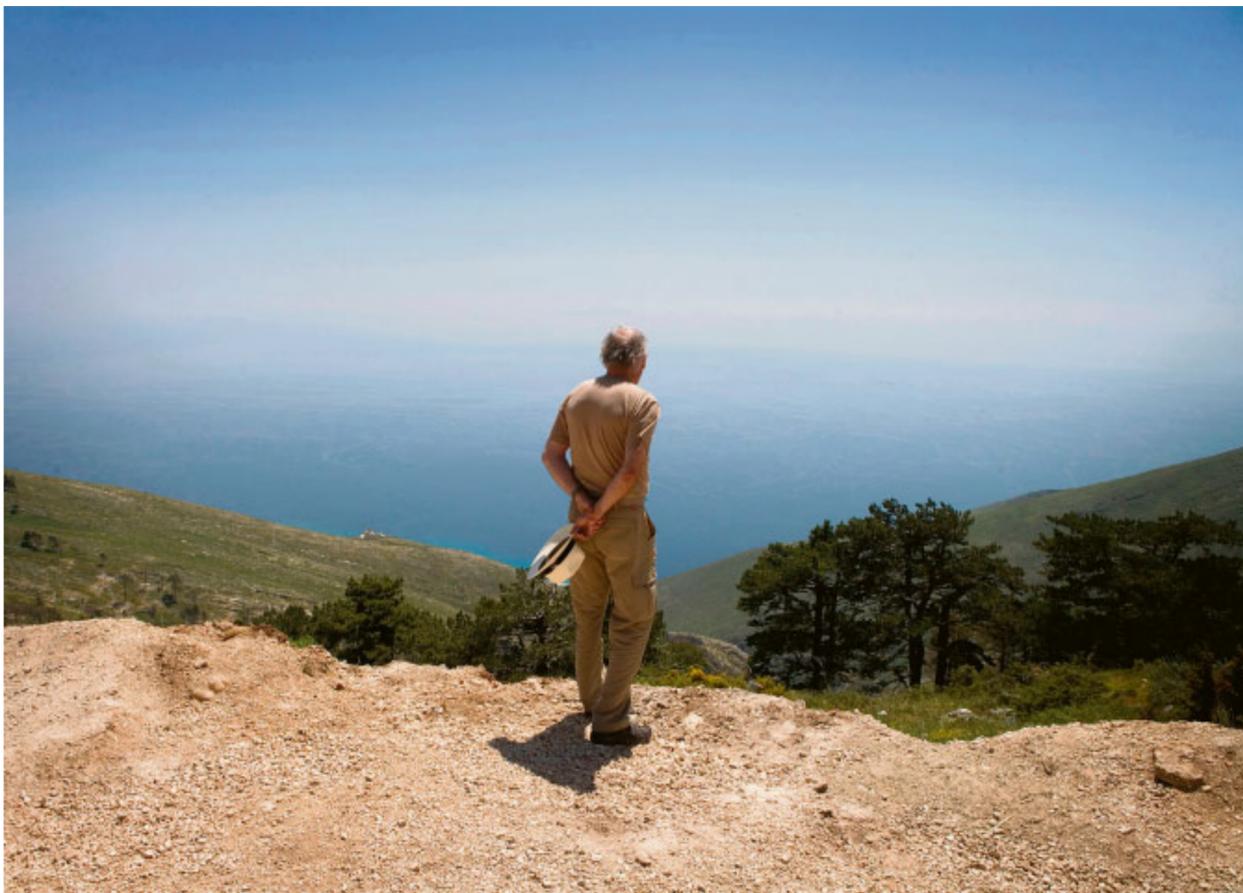
Röhm hat angerufen. Er werde sich verspäten. Es muss etwas geschehen sein, denn Röhm ist Schwabe, und zwar einer von jenen, nach denen man die Uhr stellen kann. Wenn Röhm sagt, er werde um drei Uhr nachmittags am Grenzübergang Hani i Hotit stehen und warten, dann steht er um drei Uhr nachmittags am Grenzübergang Hani i Hotit und wartet. Nur heute nicht. Stattdessen warten drei dicke albanische Zöllner und einige Straßenhunde, denn wenn ein Auto kommt, werden alle gebraucht. Erst die Zöllner, die Pässe und Kofferraum kontrollieren, dann die Hunde, die neben dem anfahrenen Auto herlaufen und es anklaffen, weil das immer so war.

Meist herrscht jedoch Ruhe in Hani i Hotit, denn der Grenzübergang zwischen Montenegro und Albanien wird kaum genutzt. Er liegt am Shkodrasee, der teils zu Montenegro, teils zu Albanien gehört und an beiden Ufern sorgsam mit Unrat verziert ist. Hani i Hotit bedeutet „die Herberge von Hoti“, und Hoti ist der Name eines Dorfes in der Nähe. Es gibt tatsächlich einen Han bei Hoti, zumindest eine bewirtschaftete Hütte. Die Wirtin ist verwitwet, hat aber zwei Goldzähne, mit denen sie eintretende Gäste anlächelt.

Außerdem sitzt ein Lastwagenfahrer bei ihr, der leidlich Serbisch spricht. Das habe er in der Zeit des Embargos gegen Jugoslawien gelernt, von den montenegrinischen Zöllnern. Damals habe man schließlich das eine oder andere über die Grenze transportiert und sich verständigen müssen, sagt er. Dann wundert er sich. Fremde im Han von Hoti, das gebe es ja nun selten, man könne auch sagen: nie. Wer denn dieser Röhm sei, der da kommen solle?

Die Antwort macht ihn ratlos. Ein Deutscher, der als junger Mann mit Frau und Kindern aus Stuttgart nach Albanien übersiedelte, um den Kommunismus aufzubauen? Und heute übersetzt er die Romane von Ismail Kadare, des berühmtesten aller berühmten Albaner? Ein seltsamer Geselle müsse das sein. Als der Fahrer hört, dass Röhm uns Albanien zeigen wolle, einmal von Nord nach Süd, ist er vollends neugierig auf den geheimnisvollen Deutschen. Man könnte ihm natürlich erzählen, wie die Sache mit der Reise und mit Röhm begann, aber das würde ihn wohl noch mehr verwirren.

Am Anfang stand nämlich ein Abend in der Altstadt von Basel im Mai 2006. Der berühmte Übersetzer hatte an jenem Abend schon ein wenig getrunken, aber es wird nicht daran gelegen haben, dass er spontan vorschlug, eine gemeinsame Reise nach Albanien zu unternehmen, in dieses seltsame Land. Er jedenfalls sei mit Land und Leuten seit langem vertraut und werde gern den Reiseführer spielen, sagte Röhm. Das sprach für großes Selbstvertrauen. Denn das Land gut zu kennen hieß für jemanden, dem Albanien immer noch ein Rätsel war, sich in einer eigentlich unbewohnbaren Kluft der Welt auszukennen, in einem riesigen, unaufgeräumten Zimmer eines schlecht erzogenen Kindes. Wo immer in diesem Land Menschen lebten, schien alles ohne



„Der Rest ist Schweigen“ – Denkt Joachim Röhm, hier auf der Llogara-Höhe an der Adriaküste, über sich und seinen Vater nach, fallen ihm die letzten Worte Hamlets ein.

Verstand zusammengefügt. Nichts passte zueinander. Keine Farbe reimte sich auf die andere, die Himmelsrichtungen hoben sich gegenseitig auf, und die Sprache war ein Dialekt von Außerirdischen. Es ließ sich nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, wo oben und wo unten war in Albanien. Wahrscheinlich war das Land vor langer Zeit durch einen ungeklärten Zwischenfall aus dem All auf die Erde herabgestürzt und hatte dabei schwere Schäden erlitten. Bedauerlicherweise zogen sich die Reparaturarbeiten nun schon seit Jahrhunderten in die Länge, weil es auf der Erde einfach keine Ersatzteile gab, die zu diesem seltsamen Land passten.

Jedenfalls seien die albanischen Straßen schlecht und die Fahrer verrückt, wird Röhm später sagen, nachdem er endlich eingetroffen ist und mit diesem Hinweis seine Verspätung erklärt hat. Tatsächlich sollte sich herausstellen, dass Röhm nicht übertrieben hatte. Immer wieder schimpfte er über albanische Straßen und Fahrer, bald auf Schwäbisch und bald auf Albanisch, zuweilen konsequent. „Wahnsinnige. Vollkommen irre“, sagt er dann zweisprachig, oder: „Die Leute sagen, ich müsse Albanien lieben. Unsinn! Ich habe mich einfach drei Jahrzehnte mit diesem Land beschäftigt und werde das wohl bis zu meinem letzten Tag tun, aber das ist alles. So ist es eben. Es hätte auch Portugal sein können.“

Dass es nicht Portugal wurde, daran ist gewissermaßen die Arbeiterklasse schuld oder zumindest die Kommunistische Partei Deutschlands/Marxisten-Leninisten, besser als KPD/ML bekannt. Am ersten Abend der Reise, in einem Café in der nordalbanischen Stadt Shkoder, während der Kellner Hackfleischknöllchen bringt oder so etwas Ähnliches, erzählt Röhm davon, wie er im Wintersemester 66/67 sein Studium der Politikwissenschaft und Germanistik in Tübingen begann und bald, zutiefst studententüchtig, zu einem von denen wurde, die man später Achtundsechziger nen-

nen sollte. An der Studentenbewegung habe ihn aber immer das Unverbindliche gestört, sagt Röhm. Ihm war es nämlich ernst. Deshalb ging er nach dem Studium zur KPD/ML und in die Fabrik, die Arbeiterklasse anführen. An Wochenenden und nach Feierabend machte er für die Partei Hausbesuche, um das Proletariat für die Diktatur desselben zu gewinnen. Doch die Arbeiterklasse zeigte sich an einer Machtübernahme nicht interessiert. Wenn Röhm bei ihr klingelte, war sie oft nicht einmal zu Hause, sondern in der Kneipe oder mit ihren Kindern im Schwimmbad. Oder sie hatte keine Zeit, weil gerade Dalli-Dalli lief. Manchmal, erinnert sich Röhm, habe die Arbeiterklasse ihn zwar doch in die Wohnung gebeten und ihm sogar Kaffee angeboten, aber wenn Röhm ihr dann von der Revolution erzählte, winkte sie ab. Sie war störrisch und uneinsichtig, die Arbeiterklasse. Sie verstand nicht, worum es ging.

Dann kam der Tag im Jahr 1977, an dem die Röhm von der Parteiführung gefragt wurden, ob sie nicht nach Albanien wollten, den Kommunismus aufbauen. Vor allem seine Frau sei begeistert gewesen, sagt Röhm. Die Lehre in der KPD/ML lautete schließlich, dass seit Chruschtschows Verrat an Stalin allein Albanien konsequent an der reinen Lehre festgehalten habe: Abbruch der Beziehungen zur Sowjetunion 1961, Austritt aus dem Warschauer Pakt 1968, im Winter 1977/78 dann sogar der Bruch mit China – Albanien war der kommunistische Felsen an der Adria, der Vorbote einer besseren Welt. „Unsere Bewegung wollte die Rückkehr zum Stalinismus. Mit den Revisionisten in der Sowjetunion oder in der DDR wollten wir nichts zu tun haben, weil sie die Diktatur des Proletariats an die Bourgeoisie verraten hatten“, sagt Röhm. „Wir kamen mit einer total positiven Einstellung nach Albanien, denn dort wurde der Sozialismus so praktiziert, wie wir uns das vorstellten. Dachten wir.“

Er werde uns June Taylor vorstellen, eine alte Bekannte aus Neuseeland, sagt

Röhm am anderen Morgen auf dem Weg nach Tirana. Die Röhm waren nämlich nicht die Einzigen, die es in das Land der reinen Lehre zog. Tirana war ein Anziehungspunkt für weltanschauliche Aussteiger aus aller Herren Ländern, sofern ihnen die Segnungen des Kommunismus, und sei es auch nur in revisionistischer Art, nicht schon von zu Hause vertraut waren. Längst sind diese Albanien-Pilger wieder in alle Winde verstreut, nur June Taylor ist geblieben. Unter all den ungewöhnlichen Geschichten ausländischer Hospitanten im Staate Enver Hodschas ist ihre die ungewöhnlichste. Röhm trifft sie in einem Schnellrestaurant unweit des Fußballstadions von Tirana. Die beiden haben sich lange nicht mehr gesehen, sie gehen herzlich und doch ein wenig vorsichtig miteinander um, wie Freunde bei einem Klassentreffen.

June Taylor ist 1967 nach Albanien übersiedelt, zehn Jahre vor Röhm. Damals war sie siebzehn, ihre Geschwister waren noch jünger. Ihr Adoptivvater, ein Kieferchirurg, war Mitglied des Nationalen Komitees der Neuseeländischen Kommunistischen Partei und hatte den Auftrag, den englischen Übersetzungen der Werke Enver Hodschas den letzten Schliff zu geben. „Ich hätte nicht mitkommen müssen, aber es schien mir wie ein großes Abenteuer. Ich wollte nach Albanien“, sagt Frau Taylor. Eine Tante warnte, die Kommunisten seien böse Menschen und würden die ganze Familie gleich am Flughafen erschießen. Aber so kam es dann doch nicht, eher im Gegenteil: Nicht nur wurde die Familie weder am Flughafen noch sonst wo erschossen, sondern sie blieb für immer.

Ronald Taylor, der kommunistische Kieferchirurg aus Neuseeland, der eigentlich nur drei Jahre in Albanien arbeiten wollte, wurde ein Wahlalbaner. Albanien war das Land, in dem er seine Kinder aufwachsen sehen wollte. Seine Adoptivtoch-

ter, eine Maori, blieb auch. Sie war damals die einzige Maori-Frau in Albanien, und sie ist es natürlich immer noch. Sie solle einen Status als ethnische Minderheit beantragen, schließlich sei sie eine, raten ihr ihre Freunde manchmal. Lebte ihr Vater noch, er wäre heute auch eine Minderheit – einer der ganz wenigen Immernochkommunisten. „Mein Vater hat den Sturz des Regimes noch miterlebt. Er konnte das bis an sein Ende nicht verwinden, war sehr enttäuscht. Reden konnte man nicht mit ihm darüber.“ Seine Adoptivtochter ohnehin nicht, denn sie hatte Ende der achtziger Jahre Kontakt zur zaghaft entstehenden antikommunistischen Opposition aufgenommen, und deren Sieg war ihr Sieg.

Bereut habe sie es dennoch nie, nach Albanien gegangen zu sein, sagt Frau Taylor: „Ich habe einen wundervollen Ehemann gefunden und habe zwei Töchter mit ihm.“ Die haben Albanien allerdings verlassen, sobald es ihnen möglich wurde. Sie leben heute in London.

Er sei June Taylor bei Radio Tirana begegnet, wo sie die englischsprachigen Nachrichtensendungen sprach, erzählt Röhm am nächsten Morgen. Da befanden wir uns auf direktem Weg in die Vorhölle, was freilich niemand ahnen konnte. „Wir sollten nach Durres fahren und an der Strandpromenade einen Kaffee trinken“, hatte Röhm gesagt. Durres ist der wichtigste Adria-Hafen Albanien, und die Stadt besaß früher gewiss eine schöne Promenade. Heute ist das aber nur noch zu ahnen, denn der Strand von Durres ist im vergangenen Jahrzehnt unter einem Tsunami aus Beton verschwunden.

Zu seiner Zeit, sagt Röhm, habe es in Durres am Strand nur das „Hotel Adriatik“ gegeben, ein Offizierskasino aus italienischer Besatzungszeit. Es müsse doch irgendwo zu finden sein, sagt Röhm und findet es nicht. Kein Wunder, denn inzwischen gibt es hier mehrere hundert Hotels, an vielen Stellen in drei Reihen hintereinander. Dazwischen Bars, Diskotheken, Tinneläden. Die Promenade von

Durres sieht aus wie ein angeschwemmter Schrottplatz. Ein lärmumbrandeter Vergnügungsslum, abends in Neonlicht getaucht. Dennoch ist der Strand voll, vor allem Familien aus dem Kosovo verbringen hier die Ferien. Das Kosovo hat kein Meer, man kann dort allenfalls in Flüssen wie dem Ibar baden, aber da wohnen Serben am anderen Ufer. Da fährt man lieber gleich nach Durres.

„In Tirana hatten wir damals eine Datscha am Stadtrand, da war es still“, sagt Röhm beim Kaffee auf der Terrasse des „Adriatik“, als er es schließlich doch gefunden hat. Die Datscha lag in einer Ausländersiedlung, die Taylors lebten auch da. Manchmal konnte man das Klappern der Schreibmaschine hören, wenn Mr. Taylor eine Hodscha-Rede ins Reine tippte. Die Familie Röhm lebte sich rasch ein. Die Söhne besuchten einen albanischen Kindergarten, die Röhm sprachen die Nachrichtensendungen für das deutsche Programm von Radio Tirana – stets unter Aufsicht eines deutschkundigen Aufpassers, der darauf achtete, dass keine revisionistischen Halbsätze in das Programm geschmuggelt wurden. Aber das wäre den Röhm ohnehin nie eingefallen, sie waren ja gläubig.

Mit den Jahren tauchten bei ihnen jedoch Zweifel daran auf, ob Albanien wirklich das Paradies auf Erden sei. „Die Arbeit im Radio war furchtbar. Wir hatten mit arroganten Ignoranten zu tun, die sich den billigsten Wahrheiten verweigerten, wenn sie nicht in die Parteilinie passten. Wir dachten, nach der Revolution kommt das Paradies und alles wird gerecht. Aber so war es nicht.“ Es ließ sich nicht leugnen: Das albanische Paradies hatte Schandflecken. Die werde man mit der Zeit aber entfernen können, dachten die Röhm anfangs noch. Doch ihre Zweifel wuchsen, und ein Schandfleckenentferner war nicht in Sicht. Das deutsche Ehepaar erlebte korrupte Parteifunktionäre und einen Überwachungsstaat, der sogar seinen überzeugten Anhängern misstrauete. Nie durfte ein albanischer Kollege sie besuchen, ohne sich vorher eine Genehmigung einzuholen.

Nach dreieinhalb Jahren packte die Familie Röhm schließlich ihre Sachen und verließ das Land. Zurück bei den Genossen in Deutschland erlebten sie dann die nächste Überraschung: „Wir berichteten der Partei, dass der Aufbau des Sozialismus schwieriger war als gedacht. Aber niemand interessierte sich für unsere Erfahrungen.“ Röhm ging wieder in die Fabrik und begann, albanische Literatur ins Deutsche zu übersetzen, vor allem die Romane von Ismail Kadare. Aus der KPD/ML trat er aus.

Nach dem Kaffee in Durres, bei der Weiterfahrt in die einstige Schmugglerhochburg Vlora, sagt Röhm: „Ich bereue nicht, dass ich nach Albanien gegangen bin. Schon deshalb, weil ich nicht sehe, was es mir nützen könnte.“ In Vlora zeigt er auf die Buchten, in denen bis vor wenigen Jahren die Schnellboote der Schmuggler lagen, auf denen Menschen und Rauschgift nach Italien gebracht wurden. Die Schmuggler sind inzwischen ins Baugewerbe gewechselt, riesige Appartementhochhäuser in Vlora zeugen davon. Viele wurden illegal gebaut, aber so sagt man das nicht hier. Man spricht von „abweicher Bautätigkeit“ wie der freundliche Funktionär im örtlichen Büro der regierenden „Partia Demokratike“ von Ministerpräsident Sali Berisha. Im Übrigen habe Albanien den höchsten Stand seiner politischen Entwicklung erreicht, die Demokratie sei praktisch nicht mehr aufzuhalten, bemerkt der Funktionär. In Vlora profitiert die „Partia Demokratike“ auch davon, dass die Besitzer der großen Baufirmen eine demokratische Ader haben und sie mit Zuwendungen unterstützen. Sonst wäre es viel schwerer mit dem Aufbau der Demokratie.

Am letzten Tag der Reise will Röhm auf die Llogara-Höhe an der Adriaküste. Hier ist das Land einschüchternd schön, was allerdings auch daran liegt, dass es kaum zu sehen ist. Zu sehen ist vor allem das Meer und der Abhang davor, der zu steil ist, um durch Bauten geschädigt zu werden. Außerdem noch ein von Wind und Wetter angenagter Block aus weiß getünchtem Zement, der ein Denkmal sein soll. Es zeigt den Doppeladler Albanien und die Jahreszahl 1920, zur Erinnerung an die Befreiung Vloras von italienischer Besatzung durch albanische Freischärler. Röhm steht einige Schritte vom Denkmal entfernt am Abhang und nimmt seinen Hut ab. Vielleicht meint er, das müsse so sein, wenn man vor dem Meer steht, aus Respekt vor den Naturgewalten oder so. Wahrscheinlich ist ihm aber einfach nur heiß. „Mein Vater“, sagt er, „hat bis zu seinem Tod im Alter von 87 Jahren seine Vergangenheit mit sich herumgetragen, wie ich die meine mit mir herumtrage. Obwohl meine Vergangenheit ungefährlicher war als die meines Vaters. Wir waren so weit weg von der Macht, dass wir nichts wirklich Böses tun konnten. Meine Generation hat zum Glück nicht über Leben und Tod entscheiden können.“

Und wenn sie gekonnt hätte? „Ich fürchte, dass ich ein Stalinist geworden wäre. Einer, der Menschen knechtet, ins Gefängnis wirft oder umbringt, weil sie weltanschauliche Gegner sind. Wer in diesem System ist und dessen Regeln für richtig hält, gelangt irgendwann an den Punkt, wo er sich entscheiden muss, ob er ein Schlächter wird.“ Das Schicksal habe ihm diese Probe erspart. Doch dann sagt Joachim Röhm etwas, was ihn seinen Vater und dessen Zeit besser verstehen lässt: „Aber ich würde nie behaupten, dass ich sie bestanden hätte.“